

Dr. Wolf Schmidt

SANSIBAR oder Gründe für Mecklenburg

Vortrag Wismarer Stadtgespräch 2006

„Man musste Rerik verlassen, erstens, weil in Rerik nichts los war, zweitens, weil Rerik seinen Vater getötet hatte, und drittens, weil es Sansibar gab, Sansibar in der Ferne, Sansibar hinter der offenen See, Sansibar oder den letzten Grund.“ Rerik, ein kleiner Ort an der Halbinsel Wustrow, aber auch ein Roman-Schauplatz, der ganz die Züge der alten Hansestadt Wismar trägt.

Es gibt verschiedene Gründe, warum Menschen in Alfred Anderschs Roman "Sansibar oder der letzte Grund" Mecklenburg – und Hamburg –, aber auch weltanschauliche Heimaten verlassen wollen oder müssen. Vieles ist zeitgebunden: Der Roman spielt in der NS-Gesellschaft. Die Sansibar-Sehnsucht des 16jährigen Jungen ist es nicht. Weil nichts los ist, wollen junge Leute auch heute weg, nicht nur aus Mecklenburg-Vorpommern, sondern aus vielen Regionen, die Provinz sind. Weil nichts los ist an jugendlicher Kultur und jugendlichem Lebensstil. Aber auch, weil der Arbeitsmarkt ihnen keine Hoffnung gibt.

Schauen wir auf die östlichen Bundesländer, sind es immer noch mehr Männer als Frauen, die das Abenteuer in der Fremde suchen. Aber den größten Wanderungsverlust gibt es bei jungen Frauen. Der Landesslogan „M-V tut gut“ zieht Frauen nicht an. Viele Frauen und Männer verlassen das Land auf der Suche nach gut bezahlter Arbeit und beruflicher Perspektive – Richtung Westen, aber auch nach Österreich, in die Schweiz, die Niederlande oder nach Skandinavien. Es sind gerade die jungen Tüchtigen, die als erste gehen. Nach der Wende hat Mecklenburg-Vorpommern jedes Jahr einen Wanderungsverlust verzeichnet. Heute leben hier 200.000 Menschen weniger als 1989. Der sechstgrößte Flächenstaat der Bundesrepublik hat weniger Einwohner als die Stadt Hamburg.

Das Phänomen Abwanderung ist aber älter. Schon zu Kaisers Zeiten wurde Hamburgs Arbeiterviertel Barmbek ironisch als Hauptstadt Mecklenburgs bezeichnet. Und Eliten haben das Land über Generationen verlassen – in der Nazi-Zeit wegen rassistischer und politischer Verfolgung, unter der SED, weil sie der falschen Klasse angehörten oder den Mangel an Freiheit und die Erstickung von Initiative nicht mehr ertrugen. Gewiss, es sind auch neue gekommen: hunderttausende Vertriebene aus Deutschlands ehemaligen Ostgebieten, die mit dem Mut der Verzweiflung in Mecklenburg neu aufbauten.

Ostelbien als Agrarland hat eine lange Tradition der Wanderarbeit. Schnitter kamen und gingen. Eine neue Wanderarbeit haben wir nach 1989 erlebt: akademische und Verwaltungseliten aus dem Westen mit „Buschzulage“. Vielleicht gab es keinen besseren Weg, den Systemwechsel zu realisieren. Eine Strategie, nachhaltig Hoffnungsträger für das Land zu gewinnen, war dies nicht.

Gibt es Gründe für Mecklenburg?

Offenbar ja, wenn wir in die Tourismus-Statistik schauen. Kein Bundesland zieht pro Einwohner so viel Touristen an wie Mecklenburg-Vorpommern. Aber wenige Monate

Saison für wenige bevorzugte Regionen halten ein Land kaum lebensfähig, zumal wenn Wetter und Vogelgrippe zu Schicksalsfragen werden.

Mecklenburg-Vorpommern ist Wirtschaftsprovinz. Kein einziges der 500 größten Unternehmen Deutschlands hat hier seinen Sitz. In Provinzen wie Metropolen weiß man: Wir brauchen Arbeitsplätze im verarbeitenden Gewerbe. Folge ist ein Wettlauf im Angebot an billigen Gewerbeflächen, Steuerermäßigungen, Subventionen oder Verzicht auf Umweltstandards. Die Ergebnisse sind meist mäßig. Eine Stadt wie Wismar steht noch gut da. Es ist gelungen, die Werft mit den vielen Zulieferern in der Region zu stabilisieren. Allerdings: Werftkonjunktoren wechseln sich seit Jahrzehnten mit Werftenkrisen ab. Die nächste kommt bestimmt. Ein neues zukunftssträchtiges Projekt ist das Holzzentrum im Hafen. So erfreut sich Wismar einer industriellen Beschäftigungsquote von 75 pro 1000 Einwohner – das ist annähernd Durchschnitt der alten Länder. Leider untypisch für Deutschlands Osten.

Für die Zukunft gelten immer mehr andere Qualitäten als gewerbliche Arbeitsplätze. Diese sind leider überall gefährdet, wo wir uns an europäischen Wohlstand gewöhnt haben. Und sie sind nicht das, was Provinz attraktiv machen würde. Der Junge in Alfred Anderschs Roman will weg, obwohl er einen Arbeitsplatz auf einem Kutter hat. Gründe für Mecklenburg gibt es nicht ohne gewerbliche Arbeitsplätze, aber mit reicht es noch lange nicht.

Politik handelt immer noch weithin nach der Devise: Erst kommt das Fressen – steuerzahlende Gewerbeproduktion – und dann erst der Überbau wie Hochschulen und Kultureinrichtungen. Bundespräsident Köhler hat dagegen in seiner Antrittsrede gesagt, er wünsche sich Deutschland als ein Land der Ideen, denn so habe es eine Chance im internationalen Konkurrenzkampf.

Was für die Nation gilt, stimmt auch für ihre Provinzen. Bildung und Kultur sind nicht mehr ein Luxus, den man sich bei ausreichender Wertschöpfung aus der Industrie, der Landwirtschaft oder auch der „weißen Industrie“, dem Tourismus, leisten kann. Umgekehrt, Bildung und Kultur werden immer mehr zu treibenden Faktoren der Wirtschaftsentwicklung. Australien zum Beispiel hat dies längst vorgemacht; der Kontinent der Viehzüchter exportiert heute wertmäßig mehr Bildung als Agrarprodukte. Das Ruhrgebiet, bevölkerungsreich und dennoch traditionell unter dem Image einer kulturfernen Provinz leidend, hat in den letzten Jahrzehnten auf die Krisen von Bergbau, Stahl und Schwerindustrie mit einer kulturellen Offensive geantwortet. Hochschulen, Museen, Kultureinrichtungen wurden ausgebaut, kreative Berufe und Medienunternehmen gefördert. Die älteste Privatuniversität Deutschlands steht in Witten-Herdecke. Und gerade ist Essen zu Europas Kulturhauptstadt 2010 gekürt worden – wer hätte das gedacht?

Nehmen wir ein weniger spektakuläres Beispiel: das Bergdorf Vrin im schweizerischen Graubünden – ein Dorf, aus dem trotz aller Agrarsubventionen über Jahrzehnte die Menschen abwanderten. Mit neuen Ideen für die Landwirtschaft und einer ästhetisch gelungenen Modernisierung der regionalen Baukultur haben zwei Kreative im Ort die Wende geschafft. Der Ort wächst wieder. Sicher, die Schweiz ist reich, aber die Lehre aus Vrin, so der Planer Peter Rieder, ist übertragbar: „Es kommt auf die Haltung an ... Ein anderer Ort hat andere Ressourcen. Sie zu unterstützen und so zu kombinieren, dass Menschen daran freiwillig teilnehmen und sich engagieren, ist das Geheimnis.“ Auch auf dem Dorf suchten die Menschen

heute Kultur, finanziellen Profit und Sozialleben. Gewonnen habe ein Dorf dann, wenn dort Menschen siedelten, die es nicht müssten, z. B. Planer, Architekten, Werber. Ohne diesen Dritten Sektor habe ein Dorf keine Chance.

Welche Gründe gibt es, sich in Mecklenburg anzusiedeln, wenn man nicht muss?

Wir sprechen nicht über jene, die aus Heimatliebe auf der Scholle bleiben. Das wären zu wenig. Es geht um Zuwanderung. Genauer um Zuwanderung von Menschen, die nicht auf einen Arbeitsplatz warten, sondern die für ihre Existenz selbst aufkommen, gar Arbeitsplätze für andere schaffen. Es gibt drei seit Jahrhunderten bewährte Wege, ein Land durch Zuwanderung fit zu machen. Der erste und älteste ist die kostenlose Landvergabe an Siedler von auswärts. Das hilft uns heute nicht weiter, auch wenn Ansiedlungsprämien so absurd vielleicht nicht wären.

Ein zweites Erfolgsrezept lautet, tüchtigen Flüchtlingen – politischen, religiösen und Wirtschaftsasylanten - ein neues Zuhause zu geben. So ist Preußen mit Juden, Hugenotten aus Frankreich, österreichischen Religionsflüchtlingen, Niederländern und vielen anderen groß geworden. Wenn wir unsere Alterspyramide betrachten, ist klar, dass in Deutschland – und in vielen Nachbarländern – keine Provinz umhinkommt, sich zu überlegen, wie sie gut ausgebildete, am besten wohlhabende und auf jeden Fall aktive junge Menschen aus der ganzen Welt gewinnen kann.

Der dritte Weg ist schließlich, mit attraktiven Bildungs- und Kulturangeboten Studenten und kreative Menschen anzulocken, die am Ort eine Existenz aufbauen, weil sie sich in das Land und besser noch eine passende Person verliebt haben. Genau dies wird von der Politik am wenigsten verstanden. Zur Maxime der Hochschulpolitik gehört in unserer provinzialisierten Republik immer häufiger: Wir bilden für den Bedarf im eigenen Bundesland aus. Eine Kapitulation. Man stelle sich vor, Harvard würde sich am Bedarf von Massachusetts orientieren. Das Berlin-Institut hat eine Rangfolge der Bundesländer nach ihrer Zukunftsfähigkeit erstellt. Insgesamt belegt Mecklenburg-Vorpommern den 12. von 16 Plätzen, im Bildungsbereich aber Position 15 knapp vor Sachsen-Anhalt. Gerade ein Land wie Mecklenburg-Vorpommern müsste mit großer Energie über den eigenen Bedarf hinaus ausbilden, damit Wachstum in Gang gesetzt wird.

Mecklenburg-Vorpommern hat acht Hochschulen, verfügt über mehrere Theater und über 200 Museen. Das ist nicht großartig für die Fläche, aber üppig für 1,7 Millionen Bewohnerinnen und Bewohner. Mit den Kultur- und Bildungseinrichtungen steht es glücklicherweise nicht so schlimm wie mit den drei Verkehrsflughäfen des Landes. Aber auch sie haben keine effektiven Betriebsgrößen und Nutzungsstrukturen. So gibt Mecklenburg-Vorpommern pro Student mehr aus als Bayern und Baden-Württemberg. Vor allem aber werden Bildung und Kultur des Landes draußen nicht so wahrgenommen, wie sie es jetzt schon verdienen. Sie leiden unter dem rückständigen Image des Agrarlandes und noch mehr des ausländerfeindlichen Hinterwalds – so unberechtigt das laut Polizeistatistik auch sein mag. Bildung und Kultur sind politisch nicht gut vermarktet und ihnen fehlen die Aushängeschilder – Persönlichkeiten – mit nationaler und internationaler Strahlkraft. Hier müssten Änderungen zuerst ansetzen.

Expansion in der Quantität geht wohl nur über privates Bildungs- und Kulturbusiness, d. h., Angebote, die sich selbst finanzieren: Privathochschulen, Internate, Akademien, Forschungsinstitute, aber auch weniger ambitionierte Lernangebote für Touristen von der Fahrschule über den Botanik-Kurs bis zum Kunstseminar. Staatliche Aufgabe müsste es sein, solchen privaten Bildungs- und Kulturinvestoren günstige Rahmenbedingungen anzubieten. Dafür müssen wir umdenken. Kunst zum Beispiel wird immer noch mit brotlos assoziiert. Für die Masse der einzelnen Künstlerinnen und Künstler gilt das leider auch. Kunst als Wirtschaftszweig boomt aber. Kunst ist außerdem gut für das Image. Dies übrigens zu Recht, denn an den Ideen und der Resonanz künstlerischen Schaffens lassen sich Freiheit, Weltoffenheit und schöpferische Atmosphäre einer Gesellschaft – und gerade auch der Provinz – ablesen. Eine Gesellschaft, die das Provokative von Kunst produktiv aufnimmt, wird sich auch anderen Herausforderungen erfolgreich stellen.

Dies ist eine Debatte, die selbst in Metropolen geführt wird. In Hamburg, der viertreichsten Stadt Europas, wollen immer mehr Menschen zur Arbeitssuche nach Dänemark auswandern. Auch Hamburg kann sich nicht mehr auf Hafen und Handel verlassen. Entscheidend wird die kreative Klasse. Menschen, die neue und unkonventionelle Kombinationen zur Lösung alter und neuer Aufgaben finden, bilden die zentrale Ressource der Wissensgesellschaft. Diese kreative Klasse geht dahin, wo die drei Ts zusammentreffen: Technologie, Talente, Toleranz. Wenn Provinzen sich darum nicht bemühen, werden sie weit mehr als in der Vergangenheit auf der Verliererseite zu finden sein. Immer mehr Regionen in Europa entvölkern und ähneln den Wüstungen nach den Pestepidemien oder dem 30jährigen Krieg. In Deutschland droht diese Gefahr auch.

Die gute Nachricht: Potentiell können Provinzen heute im Wettbewerb besser mithalten als früher. In der Vergangenheit galt: Wo keine große Bibliothek, keine akademische Buchhandlung, kein international bestückter Pressekiosk, ganz zu schweigen von Oper, Theater oder auch nur einem guten Kino – wo all dies fehlt, trocken Bildung und Kultur aus. Das waren geradezu Merkmale von Provinz. Heute eröffnen nicht zuletzt das Internet und die neuen Medien ganz andere Chancen. Gerade Mecklenburg-Vorpommern zeigt auch, welche Optionen die Verbesserung der Verkehrswege bieten. So gerät das Land heute in den Pendelbereich der beiden größten deutschen Metropolen Berlin und Hamburg. Das kann für die kreative Klasse, die nicht an feste Orte und Zeiten gebunden ist, attraktiv sein.

Eine Stadt wie Wismar mit einer sehr florierenden Hochschule, mit wachsendem kulturellem Angebot wie etwa den Festspielen und natürlich mit ihrem Rang als UNESCO-Weltkulturerbe - aber auch mit ihrem Freizeitwert am Wasser - ist auf gutem Wege. Dennoch stehen wir erst am Beginn, wenn Mecklenburgs Image draußen nicht weiter heißen soll: das Land, in dem alles hundert Jahre später kommt, außer Schweinepest und Vogelgrippe. Wenn Mecklenburg seine Zukunft im Lernen, Forschen und kreativen Schaffen sucht, werden sich hoffentlich auch in Zukunft junge Menschen für dieses Land entscheiden – so wie der Junge in Alfred Anderschs Sansibar.